

Eröffnungsrede zur Vernissage von Renate Schmahl am 11. April 2024

Renate Schmahl kannte ich über viele Jahre als Autorin - von der Malerin wusste ich nichts. Ich war beeindruckt von ihren Texten: Es waren ruhige, scheinbar einfache Texte, aber unter der Oberfläche spürte man mehr als das Gesagte. Und genau diese *Bewegung unter der Oberfläche* erkenne ich jetzt wieder in ihren Bildern.

Vielleicht kann ich Ihnen auf dem **Umweg über ein Textzitat** genauer zeigen, was ich meine. Wir saßen zusammen in einem sog. Meisterkurs für literarisches Schreiben. Unser Thema klang fast wie in der Schule: Beschreiben Sie ein Zimmer, ein Ding, eine Person. Bei Renate Schmahl klang das so:

Durch die Fenster im Erker fällt das Licht. Es legt sich auf den runden Tisch. Es streift den Ohrensessel und lässt den braunen Samt aufleuchten. Es liegt auf den Händen meiner Großmutter. Sie hat einen Strumpf straff über ein hölzernes Stopfei gezogen, das Ei dehnt das Loch. Seine polierte Oberfläche sieht aus dem Strumpf heraus meiner Großmutter ins Gesicht. Mit der Nadelspitze bahnt sie dem Faden den Weg. Sie verankert die losen Fäden am Rand, setzt ein Gitter von Längs- und Querfäden und legt sie dann immer dichter, bis das Loch geschlossen ist. Ab und zu hält sie an, legt die Arbeit in den Schoß und sieht in den Garten.

Man *hört* – ganz gegenständlich - etwas über die Technik des Strümpfe-Stopfens und die geduldige, langsame Arbeit einer alten Frau.

Aber man *fühlt* etwas anderes: eine Atmosphäre von lebendigem Licht und großer Stille, in der man fast die Nadel hören kann, die durch den Faden fährt.

Unter der Oberfläche der Wörter liegt etwas, das vielleicht wichtiger ist als das Gesagte. So wie es, finde ich, in den Bildern von Renate Schmahl, auch unter der Oberfläche der Farben liegt.

Nun sind die Bilder in diesem Raum allerdings weit weg von einem präzisen Abbild der äußeren Wirklichkeit: Die klare Kontur eines Stopfeis findet man nirgends. Irgendwo tauchen zwar Formen auf, aber sie dringen kaum ins Bewusstsein - menschliche Gestalten sind wie Schemen, die Gegenstände haben keinen festen Umriss, plötzlich ist da ein Tier, eine Art Hirsch?- fast wie ein ironisches Zitat.

Man glaubt, von fern eine Gebirgslandschaft zu sehen, vielleicht auch Steine, oder Wasser, einen Fluss, Klippen, Spiegelungen. Aber wenn man weiter geht, zum nächsten Bild, wird man plötzlich unsicher: Hab ich das wirklich gesehen? Dieses weiße Feld- was ist das? Oder hier: ist das ein Wrack? Ein Schiff? Eine Burg?

Das Bild wird zum Suchbild. Es ist immer mehr Frage als Antwort. Und es ist ein Feld für Entdeckungen.

Immer wieder wird der naturalistische Blick auf die Landschaft gestört und das Bild in eine Kunstfläche überführt. Aber auf keinem Bild finden wir die reine Abstraktion: immer gibt es die Andeutung von etwas Abbildbarem.

Dieses Spannungsverhältnis zwischen gegenständlichem und informellem Malgestus beschreibt Renate Schmahl selber als einen „*Schwebezustand, der schwer zu fassen oder zu benennen ist.*“

Für uns Betrachter entsteht dadurch ein großer Freiraum für eigene Vorstellungen. Unsere Eindrücke, Erinnerungen, unsere eigene innere Welt schiebt sich zwischen die schwebenden Farb- und Linienstrukturen der Malerin.

Allerdings: nichts in dieser Welt ist festgelegt, abgeschlossen oder in schöner Ordnung. Wir sehen keine kultivierte Landschaft mit Bächen, Bergen oder Flüssen. Eher einen Bereich, der schwer überschaubar ist und sich nicht unmittelbar erschließt – ein offenes GELÄNDE eben, es muss beackert und bearbeitet werden.

Die Titel unterstreichen diesen elementaren Ansatz der Arbeit im Gelände (*Gehöft/ Boden/ Fels/ Flussbett/ Hügel*), manchmal mit einer angedeutet existentiellen oder symbolischen Dimension (*Ende Gelände/ Spielfeld/ Neuland*).

Alles ist in Bewegung. Die Malweise entspricht dem: oft gestisch, bis hin zu Momenten wilder Malerei. Häufig sieht man die Bewegung des Stürzens, des Fallens. Dazwischen dann plötzlich Häuser, wie kleine Inseln der Ruhe. Farben und Formen verschmelzen zu einer Art Malgelände – die Gegenstände und Figuren ordnen sich unter. Das kann sich dann sogar zu einer fast monochromen Darstellung in Richtung Farbfeldmalerei entwickeln – aber immer noch sind Reste von Abbildung erkennbar.

Der Umgang mit Farben ist auffallend verhalten: Sie treten nicht hervor, sondern sind milchig, pastos. Die wilden Pinselspuren sind zwar spürbar, aber selten im Vordergrund sichtbar. Das unterschwellig spürbare Weltgefühl mag noch so heftig sein: die dicklich vermengten Farben legen sich über alles wie eine ruhige Patina.

Auf mich wirkt das so, als wollte jemand alles in sich aufnehmen - auch das Disparate, das Unstimmige, das Ungelöste – es aber gleichzeitig von sich fernhalten.

So macht Renate Schmahl ihr „Gelände“ einerseits fühlbar in seiner Widerständigkeit. Gleichzeitig geht aber von den Bildern eine große Ruhe aus, wie man sie etwa bei der Betrachtung von Stilleben empfindet.

Zusammengefasst könnte man vielleicht sagen: Es ist ein ruhiger Blick auf eine Welt in Unruhe.

Und über allem, in fast allen Bildern, der Himmel – wo er sichtbar bleibt, hält die Malerin noch fest an einer abbildbaren Welt.

Mit dem Verschwinden des Himmels in den „Fragmenten“ verschwindet auch die gewohnte Seh-Perspektive für den Betrachter. Er muss sich einlassen auf eine Kunstfläche – keine vertrauten Zusammenhänge mehr: Collagiertes, Frottagen, Überklebtes, gezeichnete Reste, Fetzen, Stückwerk, dazwischen illustrative Zitate wie etwa die berühmte Riesenspinne von Louise Bourgeois.

Reinstes Chaos, könnte man denken und würde sich damit viel verbauen: Ein ganzes Konzert möglicher Entdeckungen.

Eine poetische Sicht auf eine Welt in Unordnung, mit der man sich auseinandersetzen kann. Wenn man es will.

(Gabriele Vogt, mit Roland Kunkel, Wiesbaden)